

ANNE PERRY  
Der Todesengel von London



GOLDMANN

Lesen erleben

## *Buch*

Nachts auf einem Klinikflur im viktorianischen London: Die Krankenschwester Hester Monk wird von einem verängstigten Mädchen um Hilfe angefleht. Das Kind hat sich aus einer geheimen Station davongeschlichen, wo es mit seinem Bruder zum Aderlass liegt – der Junge ist in kritischem Zustand. Zwar kann Hester sein Leben retten, doch andere Patienten sterben unter mysteriösen Umständen. Als klar wird, dass in der Klinik riskante Experimente stattfinden, zieht Hester in den Kampf für Gerechtigkeit – und erkennt zu spät, dass sie ins Visier eines mächtigen Mannes gerät, der über Leichen geht, um das eigene Leben zu retten ...

Weitere Informationen zu Anne Perry  
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin  
finden Sie am Ende des Buches.

Anne Perry

---

Der Todesengel  
von London

Historischer  
Kriminalroman

Aus dem Englischen  
von Peter Pfaffinger

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel  
»Corridors of the Night« bei Headline Publishing, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text  
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der  
Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere  
Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des  
Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2016  
Copyright © der Originalausgabe 2015 by Anne Perry  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016  
by Wilhelm Goldmann Verlag,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagbild: CollaborationJS/Arcangel Images  
Redaktion: Ilse Wagner  
LT · Herstellung: Str.  
Satz: omnisatz GmbH, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-48332-7  
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



*Für Michael Ducker*



Die kleinen Gaslampen flackerten, als zöge es im Korridor, doch Hester wusste, dass jetzt, nach Mitternacht, sämtliche Türen und Fenster in den Krankenzimmern geschlossen waren.

Reglos stand das Mädchen Hester gegenüber, die Augen weit aufgerissen, die Haut ebenso weiß wie das Nachthemd, das ihr nur knapp über die Knie reichte. Ihre Beine waren dünn wie Streichhölzer, die nackten Füße staubbedeckt. Sie wirkte schrecklich verängstigt.

»Hast du dich verirrt?«, fragte Hester mit sanfter Stimme. Ihr war es ein Rätsel, was das Kind um diese Zeit in einen Anbau des Royal Naval Hospital in Greenwich verschlagen haben mochte. Die rückwärtige Fassade des Krankenhauses zeigte auf die Themse; auf der anderen Seite, etwas weiter flussabwärts, lag der riesige Port of London, und hinter dem Hafen in der Altstadt herrschte tagsüber große Geschäftigkeit. Gehörte das Mädchen womöglich zu einer der hier beschäftigten Krankenschwestern, die es hereingeschmuggelt hatte, damit es nicht allein zu Hause bleiben musste? Das wäre freilich ein Verstoß gegen die Regeln! Hester würde dafür sorgen, dass niemand die Kleine entdeckte.

»Bitte, Miss!«, drängte das Mädchen heiser flüsternd. »Charlie stirbt! Sie müssen kommen und ihm helfen. Bitte!«

Im ganzen Haus war kein Laut zu hören. Dr. Rand würde seinen Dienst erst wieder am Morgen versehen.

Die Lippen des Mädchens zitterten. »Bitte ...«

»Wo ist er?«, fragte Hester leise. »Ich werde schauen, was ich tun kann.« Das Mädchen schluckte und holte tief Luft.

»Hier lang. Ich hab was in die Tür geklemmt. Wir können zu ihm zurück, wenn Sie sich beeilen. Bitte ...«

»Ich komme mit«, versprach Hester. »Du gehst voran. Wie heißt du denn?«

»Maggie.« Damit wandte sich die Kleine um und huschte mit ihren bloßen Füßen lautlos über den kalten Boden.

Hester folgte ihr um eine Ecke und einen schlecht beleuchteten Korridor hinunter. Kaum konnte sie die schwächliche, blasse Gestalt vor sich ausmachen, die ständig über die Schulter zurückblickte, um sich zu vergewissern, dass Hester noch da war. Sie entfernten sich von der Station für kranke und verletzte Seeleute und erreichten den Trakt, in dem sich die Verwaltung und die Vorratsräume befanden. Wirklich vertraut war Hester mit dem Gebäude nicht. Sie war lediglich vertretungsweise als Nachtschwester für ihre Freundin Jenny Solway eingesprungen, bei der ein Familienmitglied schwer erkrankt war. Beide hatten unter Florence Nightingale auf der Krim gedient. Der Krieg dort lag nun schon beinahe vierzehn Jahre zurück, doch ihre gemeinsamen Erfahrungen auf schrecklichen Schlachtfeldern wie dem von Balclava und im Spital von Sebastopol hatten zwischen ihnen eine lebenslange Freundschaft geschmiedet, der es keinen Abbruch tat, wenn sie sich zwischendurch jahrelang aus den Augen verloren.

Schließlich holte Hester das Mädchen ein und ergriff seine schmale, kalte Hand. »Wohin führst du mich?«

»Zu Charlie, er braucht Hilfe«, antwortete Maggie, ohne den Kopf zu drehen. Ungeduldig zerrte sie Hester weiter. »Wir müssen uns beeilen. Bitte ...«



Nach der nächsten Biegung erreichten sie eine Tür, die sich kaum von der Wand abhob und keine Klinke zu haben schien. Um zu verhindern, dass sie zufiel und nicht mehr geöffnet werden konnte, war zwischen Tür und Schwelle eine verknotete Schnur geklemmt. Maggie löste sich von Hester und drückte die Tür sachte einen Spaltbreit auf.

Warnend legte sie einen Finger auf die Lippen. »Pssst.« Dann trat sie durch den Spalt und winkte Hester zu sich. Sobald Hester im Raum stand, nahm Maggie die Schnur an sich und schloss die Tür.

Hester blieb dicht hinter Maggie. Dieses Zimmer hier gehörte zu einer anderen Station. Es war kleiner als die Räume für die Seeleute, beherbergte aber sechs Betten. Die Nachtlampen an den Wänden offenbarten kleine Gestalten unter den sechs Decken, alle so reglos, als schliefen sie tief und fest.

»Wo sind wir?«, flüsterte Hester.

»Das is' unsere Wohnung«, antwortete Maggie. »Charlie is' dort drüben.« Erneut ergriff sie Hesters Hand und zog sie zu dem Bett gleich bei der Tür. Dort lag ein Junge mit aschfahlem Gesicht, den Rücken gegen mehrere Kissen gestützt. Er musste etwa so alt wie das Mädchen sein. Als sie vor ihm stehen blieben, wandte er ihr mühselig den Kopf zu und versuchte zu lächeln.

»Charlie«, begann das Mädchen. Ihre Stimme bebte, und Tränen rannen ihr über die Wangen. »Alles wird gut. Schau, ich hab eine von den Schwestern mitgebracht. Sie wird dafür sorgen, dass es dir bald besser geht.«

»Das hättest du nich' tun dürfen«, flüsterte der Junge. »Du kriegst noch Schwierigkeiten.«

Sie schob das Kinn vor. »Is' mir egal!« Dann blickte sie Hester an. »Sie *müssen* was für ihn tun!«

Für einen Moment befahl Hester Panik. Der Junge wirkte todkrank. Wahrscheinlich hatte Maggie recht, und er lag tatsächlich im Sterben. War das hier etwa die Quarantänestation? Wie konnte sie sich von einem etwa Sechsjährigen, der gewiss nicht wusste, was mit ihm los war, die nötige Auskunft über seinen Zustand verschaffen, geschweige denn ihn heilen?

Nun, zuallererst musste sie ihn beruhigen und sein Vertrauen gewinnen. Sie trat dicht ans Bett heran. »Hallo, Charlie«, begrüßte sie ihn in freundlichem Ton. »Erzähl mir doch, wie es dir geht. Ist dir heiß? Hast du Bauchweh? Schüttelfrost? Hast du an einer bestimmten Stelle Schmerzen?«

Er starrte sie an. Seine Haut wirkte fast schon durchsichtig, so blass war er, die Augen tief verschattet. »So richtig wehtut eigentlich nix«, flüsterte er. »Nur ein bisschen.«

»War dir schlecht?«, fragte Hester weiter.

»Gestern.«

»Richtig schlimm oder nur leicht?«

»Ziemlich schlimm.«

»Hast du seitdem was gegessen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Etwas getrunken? Wasser?«

Sie legte ihm die Hand auf die Stirn. Seine Haut fühlte sich heiß und trocken an. Jetzt drehte sie sich zu Maggie um, die sie mit von Tränen verschleierten Augen anstarrte.

»Kannst du Charlie bitte ein Glas Wasser bringen?«

Das Mädchen setzte schon zu einer Erwiderung an, überlegte es sich dann aber anders und lief gehorsam los.

»Bitte, Miss, sagen Sie ihr nich', dass ich bald tot bin«, flehte Charlie mit fast unhörbarer Stimme. »Das würde sie nur schrecklich aufregen.«

Plötzlich stieg Hester ein Kloß in die Kehle. Als Kranken-

schwester war sie es gewohnt, Menschen sterben zu sehen, aber etwas ganz anderes war es bei diesen Kindern, die völlig auf sich selbst gestellt zu sein schienen und offenbar keine Eltern hatten, die sich um sie kümmerten. Sie waren so klein, so verloren! Normalerweise log sie Patienten nie an, denn sie wusste: Früher oder später verloren sie das Vertrauen zu ihr, wenn sich erwies, dass sie nicht die Macht hatte zu helfen.

»Ich sage ihr nichts.« Ohne Zögern sprach sie dieses viel zu große Versprechen aus. »Ich habe nicht vor, dich sterben zu lassen. Nicht, wenn ich es verhindern kann.«

»Aber Sie werden sich um sie kümmern?«, drängte er. »Und um Mike? Bitte!«

Jetzt war nicht die Zeit für Ausflüchte. »Das werde ich. Bist du der Älteste?«

»Ja. Ich bin sieben. Maggie is' erst sechs, auch wenn sie so tut, als wär sie die Mama von allen.« Er brachte ein mattes, schiefes Lächeln zuwege.

»Weißt du, warum du hier im Krankenhaus bist?« Es war an der Zeit, die praktischen Dinge zu regeln.

»Nein.« Der Junge schüttelte erschöpft den Kopf. »Es hat irgendwie mit meinem Blut zu tun.«

»Gibt man dir Medikamente dafür?«

»Sie stechen mir immer eine große Nadel in den Arm. Das tut fürchterlich weh.«

»Wirklich? Das kann in der Tat schmerzhaft sein. Hat diese Nadel einen Glaskolben am anderen Ende?« Damit erkundigte sie sich nach einer Injektionsspritze, wie sie sich mehr und mehr in der Medizin durchsetzten, ein Gerät, mit dem man Flüssigkeiten in die Blutbahnen übertragen oder daraus entnehmen konnte.

Der Junge nickte.

»Weißt du, was in dem anderen Teil ist, dem aus Glas?«

Charlie wirkte noch blasser, und seine Antwort war kaum noch zu hören. »Sieht rot aus. Wie Blut.«

Maggie kam mit einem Glas Wasser zurück. Hester bedankte sich und nippte daran. Es roch und schmeckte frisch. Nun legte sie einen Arm um Charlie. Durch das Nachthemd hindurch konnte sie seine Knochen spüren. Behutsam half sie ihm dabei, sich aufzurichten und ein paar Schlucke zu trinken. Als sie erkannte, dass er nichts mehr vertrug, ließ sie ihn wieder aufs Bett zurücksinken, breitete liebevoll die Decke über ihm aus und strich sie glatt. Er schnappte erschöpft nach Luft. Voller Sorge, dass Maggie am Ende recht behielt, musterte sie ihn.

Wenn er tatsächlich starb, wie konnte sie dann dem Mädchen helfen, das nicht viel kräftiger wirkte als er? Wahrscheinlich waren es nur die Sorge und die Hoffnung, etwas für ihn tun zu können, die sie vor dem Zusammenbruch bewahrten. Hester hätte Maggie gern geraten, sich eine Weile hinzulegen und zu schlafen, doch ihr war klar, dass ihr damit nicht wirklich geholfen war. Falls Charlie in Maggies Abwesenheit starb, würde das Mädchen nie über seine Schuldgefühle hinwegkommen. Sein Leben lang würde es glauben, es hätte etwas tun können, auch wenn das natürlich nicht zutraf. Und Hester konnte das gut verstehen. Sie hätte genauso empfunden.

»Wie alt ist Mike?«, erkundigte sie sich mit leiser Stimme.

»Vier«, antwortete Maggie. »Ihm geht's nich' so schlecht. Vielleicht kommt das noch, wenn er älter wird.«

»Vielleicht auch nicht. Stecken sie ihm auch Nadeln unter die Haut?«

»Ja.«

»Und dir?«

»Auch. Aber vor allem Charlie. Können Sie sich nich' was einfallen lassen, Miss?«

Hester hatte immer noch keine Vorstellung davon, was hier mit diesen Kindern getrieben wurde. Eine falsche Behandlung konnte zum Tod führen. Irgendwann erreichte eine Erkrankung ein Stadium, in dem keine Hilfe mehr möglich war. Ein kleiner Junge vertrug nur ein bestimmtes Maß an »Behandlung«.

»Was unternimmt der Doktor denn, um ihm zu helfen? Sag mir alles, was du weißt, Maggie. Ich muss doch das Richtige für ihn tun.«

Jetzt quollen die Tränen aus Maggies Augen und strömten ihr über die Wangen. »Er macht überhaupt nix, Miss. Er kommt einfach und steckt Charlie eine Nadel in den Arm, bis er müde und krank wird. Dann liegt er nur noch da und kann nich' mal mit Mike reden oder mit mir. Bitte, Miss ...«

Hester wusste, dass Dr. Rand am Abend immer nach Hause ging. Jeder brauchte Schlaf, aber es gab hier auch eine erfahrene Schwester, die die ganze Nacht ihren Dienst versah. Wo mochte sie stecken? Manchmal gab es Notfälle, die die Anwesenheit eines Arztes erforderlich machten. Dann musste man ihm einen Boten schicken, der ihn alarmierte. Von Dr. Rands Haus zur Klinik war es etwa eine halbe Meile. Wahrscheinlich legte er die Strecke zu Fuß zurück, bestimmt im Laufschrift. Aber in diesem Spital wurden Patienten mit schweren Erkrankungen oder Verletzungen behandelt, sodass es oft für jede Hilfe zu spät war. In diesem Fall konnte man nur noch ihr Leid lindern und dafür sorgen, dass sie nicht allein waren, wenn sie starben.

Nur allzu oft hatte vor gar nicht so langer Zeit ihre Aufgabe als Krankenschwester im Krimkrieg genau darin bestanden: Betreuung bei Verbluten, Wundbrand, hohem Fie-

ber. Und Hester war den Umgang mit derlei Dingen gewohnt gewesen, denn Hunderte waren auf dem Schlachtfeld schwer verwundet worden. Stets hatte es an Ärzten und in der Regel auch an Zeit gefehlt. Das war einer der Gründe, warum die Gebrüder Rand, Dr. Magnus Rand und sein älterer Bruder Hamilton, ein Chemiker, froh darüber waren, mit Hester eine im Krimkrieg erprobte Schwester als Vertreterin für Jenny Solway gewonnen zu haben. Ihre Erfahrung war von unschätzbarem Wert.

Wo, um alles in der Welt, steckte nur die Nachtschwester? Hester wagte es nicht, Charlie allein zu lassen und sich auf die Suche nach ihr zu begeben. Vielleicht war sie selbst erkrankt. Oder lag irgendwo besinnungslos betrunken im Bett. So etwas wäre nicht zum ersten Mal vorgekommen.

»Weißt du, welchen Namen Charlies Krankheit hat?«, fragte Hester das kleine Mädchen.

Maggie schüttelte den Kopf.

»Und du? Hast du dieselbe Krankheit?«

Jetzt nickte Maggie.

»Was tut der Doktor für dich?«

Die Zeit drängte. Neben ihnen lag Charlie bewegungslos in seinem Bett, das Gesicht kalkweiß, der Atem flach. Doch bevor Hester versuchen konnte, den beiden zu helfen, musste sie von Maggie alles in Erfahrung bringen, was das Mädchen ihr zu erzählen vermochte. Ein Fehler würde höchstwahrscheinlich verheerende Folgen haben.

»Maggie?«, ermunterte sie das Mädchen.

»Er hat mich auch mit der Nadel gestochen.« Maggie holte tief Luft. »Es hat schrecklich wehgetan.«

»Weißt du, was für eine Flüssigkeit in der kleinen Flasche am anderen Ende der Nadel war?«, fragte Hester. »Welche Farbe hatte sie?«

»Ich wollt nich' hinschauen, und er hat mir gesagt, dass ich ruhig die Augen zumachen soll, aber dann hab ich trotzdem ganz schnell geguckt. Ich glaub, es war Blut.«

Hester überlief es eiskalt. Demnach entnahm Magnus den Kindern Blut. Aber wofür? Stellte Hamilton etwa Experimente damit an? Gut, er war ein brillanter Chemiker und in mancher Hinsicht sogar ein Visionär. Doch was mochte ihn das Blut dieser Kinder lehren?

Maggie starrte Hester hoffnungsvoll an. Sie wartete.

»Bring mir noch ein Glas Wasser«, forderte Hester sie auf. »Bitte.«

Sofort trottete Maggie los, froh, irgendetwas tun zu können.

Unterdessen beugte sich Hester über Charlie und schob den Ärmel über seinem dünnen Arm etwas höher. Behutsam kniff sie ihm mit Zeigefinger und Daumen in die Haut. Sie fühlte sich an, als gäbe es keinerlei Fleisch darunter, nur Knochen. Immerhin hatte sie jetzt wenigstens einen Anhaltspunkt. »Wann musstest du zuletzt Wasser lassen?«, fragte sie.

Der Junge wirkte verlegen. »Hmm ... is' schon lang her.«

»Darf ich dir bitte kurz in den Hals schauen?«

Gehorsam öffnete er den Mund. Hester spähte hinein. Auch hier war alles blass und trocken, sogar die Zunge. Jetzt hatte Hester immerhin die Gewissheit, dass der Junge ernsthaft erkrankt war. Austrocknung konnte zum Tod führen, vor allem bei einem so schwächtigen Kind wie Charlie. Womöglich war Wasser nicht das Einzige, woran es ihm mangelte, aber es würde ihn wenigstens fürs Erste retten, bis sie anderweitig Abhilfe schaffen konnten.

Schon kehrte Maggie zurück. Sie lief so schnell, dass sie fast gestolpert wäre, schaffte es aber, von dem randvoll gefüllten Glas keinen Tropfen zu verschütten.

Hester schenkte ihr ein strahlendes Lächeln. Wieder richtete sie Charlie behutsam auf, bis er fast aufrecht saß, und stützte ihn mit einem Arm. Er schlug die Augen auf, suchte und fand Maggies Blick. Benommen lächelte er sie an, schien aber gleich wieder in einen Dämmerzustand zu gleiten.

Hester hielt ihm das Glas an die Lippen. »Trink ein bisschen mehr, Charlie«, beschwor sie ihn. »Und wenn es nur ein Schluck ist.«

Sekundenlang zeigte er keine Reaktion. Dann, als sie das Glas ein wenig kippte, nahm er einen Mundvoll, schluckte und musste husten. Bald darauf trank er einen weiteren Schluck.

Maggie starrte Hester mit weit aufgerissenen Augen an, als geschähe hier ein Wunder. Es tat Hester in der Seele weh, dass ihre kleine Maßnahme mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nutzlos war, aber sie ertrug es einfach nicht, das dem Mädchen unverblümt zu sagen. Maggies Augen leuchteten und waren eindringlich auf Charlie gerichtet.

Es dauerte eine halbe Stunde, aber Schluck für Schluck trank Charlie das ganze Glas leer. Hester empfand fast so etwas wie Triumph. Sanft ließ sie Charlie wieder auf die Kissen sinken und zog ihm die Decke bis ans Kinn hoch. Reglos lag er da, als hätte ihn die Anstrengung restlos erschöpft. Im nächsten Augenblick schlief er tief und fest.

Maggie mussten die Wangen wehtun, so breit lächelte sie. Vor Glück brachte sie kein Wort hervor, aber gewiss ahnte sie, dass dieser Erfolg nur ein Anfang war.

Hester blieb bei ihnen. Bedächtig ging sie in der Station von Kind zu Kind, sah überall nach dem Rechten. Insgesamt stieß sie auf sechs weitere kleine Patienten. Sie waren alleamt ausgemergelt und müde, doch es ging ihnen deutlich



besser als Charlie. Mike, der jüngste Bruder, lag still da und drehte sich um, als Hester ihn erst an der Stirn und dann am Arm berührte. Er schien ihr eher drei als vier Jahre alt zu sein, freilich wusste sie, dass arme oder kranke Kinder oft kleiner waren und deshalb jünger wirkten.

Eine Stunde später weckte sie Charlie und flößte ihm erneut Schluck für Schluck ein Glas Wasser ein. Maggie half ihr dabei. Obwohl das Mädchen vor Erschöpfung torkelte, weigerte es sich, zum eigenen Bett zurückzukehren. Wenigstens zeigte sie sich bereit, sich neben Hester zu setzen. Und schließlich – die Morgendämmerung kündigte sich an – fielen Maggie die Augen zu. Sie sackte in sich zusammen und kippte langsam auf Hesters Schoß.

Hester hielt noch eine Stunde lang Wache bei den Kindern, dann legte sie Maggie in deren Bett, ohne sie zu wecken, und kehrte auf ihre eigene Station zurück, um den anderen über ihren Verbleib Bescheid zu sagen. Danach ging sie noch einmal in die Kinderstation – diesmal ließ sie ihr Orientierungssinn nicht im Stich –, doch bevor sie bei ihren neuen Patienten nachsah, machte sie sich auf die Suche nach der Schwester, die eigentlich Dienst gehabt hätte.

Sie versuchte ihr Glück in den Medikamentenlagern, den Vorratskammern, der Wäscherei, in allen Wasch- und Bade-räumen, der Kleiderkammer und bei den Mülltonnen – nir-gends entdeckte sie ein Lebenszeichen von der Kollegin. Entweder hatte sie ihren Dienst gar nicht erst angetreten, oder sie war gleich nach ihrer Ankunft wieder verschwun-den. War sie selbst erkrankt, einfach nur faul, oder hatte es woanders einen Notfall gegeben? Oder hatte sie sich mit jemandem getroffen? Auch das kam gar nicht so selten vor.

Unzufrieden und leicht beunruhigt betrat Hester noch einmal die Kinderstation. Als sie sich vergewissert hatte,

dass der Zustand bei allen zufriedenstellend war, setzte sie sich auf den nächstbesten Stuhl und verbrachte den Rest der Nacht in mehr oder weniger tiefem Schlaf.

Am Morgen saß Charlie in seinem Bett und fühlte sich eindeutig besser. Zwar lagen seine Augen noch immer tief in den Höhlen, doch seine Haut war nicht mehr so trocken, und er konnte ein Glas Wasser selbstständig halten und austrinken.

Maggie war überglücklich. Hesters Warnung, dass diese Besserung nur eine vorübergehende Atempause war, ließ sie nicht gelten. Stattdessen blickte sie Hester ernst in die Augen und verkündete, sie würde das schon verstehen, aber ihre Freude brenne in ihr wie eine Flamme, und alles andere sei ihr egal. Charlie lag nicht mehr im Sterben – und das war für sie die Hauptsache. Mike war auch schon wach. Sich an Maggies Hand klammernd erklärte er, dass er seiner Schwester glaube, Hester aber trotzdem ein strahlender Engel für ihn sei.

So gab sich Hester geschlagen und ließ den Kindern ihre Freude, wie lang sie auch währen mochte.

Noch war es früh am Morgen. Endlich hellte sich der Himmel auf, und sie musste auf ihre eigene Station zurückkehren, wo sie Dienst hatte.

»Lass Charlie schlafen«, schärfte sie Maggie ein. »Und gib ihm regelmäßig Wasser, wenn er bereit ist zu trinken, nur weck ihn deswegen nicht auf. Und vergiss nicht, selbst zu trinken. Wenn er frühstücken möchte, dann hilf ihm dabei, aber zwing ihn zu nichts. Du und die anderen, ihr müsst auch gut essen. Verstehst du mich?«

»Ja, Miss«, antwortete Maggie ernst. »Aber Sie kommen doch wieder, nich' wahr?« Auf einmal verrieten ihre Augen erneut ihre Angst.

»Aber natürlich«, versprach Hester, fragte sich jedoch ins-

geheim, wie sie Wort halten sollte. Sie musste Dr. Magnus Rand gleich bei dessen Ankunft darauf ansprechen, auch wenn das bedeutete, dass sie länger bleiben würde, als sie vorgehabt hatte. Ihre Familie würde das schon verstehen.

Kaum hatte sie ihre eigene Station betreten, lief ihr Schwester O'Neill über den Weg. Die Hände in die Hüften gestemmt baute sie sich vor Hester auf. »Was, um alles in der Welt, haben Sie sich nur gedacht?« Ihr Haar hatte sich aus den Klammern gelöst und fiel ihr strähnig ins Gesicht. Die Ärmel hatte sie schief hochgekremgelt, und ihr Kittel war vorn mit Wasser- und Blutflecken bedeckt. »Die ganze Zeit waren nur ich und Mary Ann auf der Station! Sie werden nicht dafür bezahlt, dass Sie sich davonstehlen und sich irgendwo eine Plätzchen zum Schlafen suchen! Was Sie tagsüber getrieben haben, ist mir egal. Von Ihnen wird erwartet, dass Sie die ganze Nacht anwesend sind und Dienst tun wie wir anderen auch.«

Hester wurde bang ums Herz. Sie wusste, was hinter Sherryl O'Neills Zorn steckte. Sie befürchtete, Patienten zu verlieren – sie arbeitete auf einer Station für Schwerstkranke –, konnte sich aber immer noch nicht damit abfinden, dass viele nicht durchkamen. Jeden Todesfall empfand sie als persönliche Niederlage.

»Wir haben Hodgkins verloren?«, fragte Hester leise und rechnete schon mit dem Schlimmsten. »Das tut mir sehr ...«

»Nein, haben wir nicht!« Sherryl blitzte sie wütend an, während ihr die Tränen über die Wangen liefen. »Er lebt noch. Gott allein weiß, wie er das schafft. Ihnen hat er es jedenfalls nicht zu verdanken.«

Hester schwieg verwirrt, doch die Erklärung ließ nicht lang auf sich warten.

»Wilton«, fauchte Sherryl. »Sein Zustand hat sich plötzlich

verschlechtert, und ich konnte nichts mehr machen. Sie hätten bei ihm sein müssen!«

Hester verstand. Ein unerwarteter Verlust tat besonders weh. So etwas führte einem mit Nachdruck vor Augen, wie machtlos man im Grunde war. Von einem Augenblick auf den anderen konnte aus einem Sieg eine Niederlage werden. Sie alle waren sich so sicher gewesen, dass Wilton auf dem Weg der Besserung war.

»Was ist geschehen?«, fragte sie beklommen.

»Fragen Sie lieber danach, was nicht geschehen ist!«, gab Sherryl barsch zurück. »Er hatte entsetzliche Schmerzen, erst im Rücken, dann auch an den Seiten und in den Oberschenkeln. Dazu kam noch Fieber mit Schüttelfrost. Und er hatte Blut im Urin.« Sie starrte Hester aufgebracht an, als suche sie noch immer verzweifelt nach Hilfe, egal welcher Art. »Ich wusste nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Er litt grässliche Qualen und hatte schreckliche Angst. Und ich war völlig hilflos! Er starb vor meinen Augen, und mir fiel nichts ein, was ich für ihn hätte tun können. Er war schrecklich schwach. Ein Teil seines Körpers wurde vollkommen weiß, ein anderer dunkelrot. Er war doch ein kräftiger Mann, aber er weinte vor Schmerzen. Gott im Himmel, einen solchen Tod hat doch kein Mensch verdient!« Jetzt schluchzte sie selbst hemmungslos. »Warum, zum Teufel, waren Sie nicht da?«, stieß sie hervor.

Hester wusste, dass Sherryls Zorn sich ebenso auf ihre eigene Hilflosigkeit wie auf den Tod selbst richtete. Zugleich waren es Tränen der Erschöpfung und des Bedürfnisses, mit all dem Leid nicht allein sein zu müssen.

»Es tut mir so leid«, antwortete Hester leise. »Ich war bei einem anderen Patienten. Einem Kind. Ich habe aber Marry Ann Bescheid gesagt.«

»Die taugt doch zu nichts!« Sherryl stöhnte. »Sie meinte noch, Wilton würde durchkommen, als Dr. Rand ihn gestern zur Behandlung geholt hatte. Und bei seiner Rückkehr war er selber noch voller Hoffnung ...« Sie verstummte abrupt, denn erneut wurde sie von ihren Gefühlen überwältigt.

»Wussten Sie, dass es hier auch eine Kinderstation gibt?«, fragte Hester und wurde im gleichen Moment von Zweifeln befallen, ob es wirklich so klug war, das gerade jetzt zu erwähnen.

Sherryl starrte sie ungläubig an. »Was reden Sie da? Wo soll das sein? Hier gibt es keine Kinder. Wir behandeln nur Soldaten und Seemänner.«

»Nein, das stimmt nicht«, widersprach Hester. »In einem der Korridore stand gestern plötzlich ein Mädchen vor mir, etwa sechs Jahre alt. Die Kleine war auf der Suche nach Hilfe. Ihrem Bruder ging es sehr schlecht. Ich bin mit ihr gegangen. Darum war ich in der Nacht nicht hier.«

Sherryl verschlug es die Sprache.

»Wir haben den armen Jungen durch die Nacht gebracht«, fuhr Hester fort. »Aber ich weiß nicht, wie viel das nützen wird. Er war sehr schwach.«

»Noch ein Kind?«, ächzte Sherryl.

»Von etwa sieben Jahren. Ich konnte das Mädchen unmöglich mit einem Sterbenden allein lassen.«

Sherryl zögerte. Schließlich entschloss sie sich, Hester zu glauben. »Na ja, hier hätten Sie wohl ohnehin nichts mehr ausrichten können«, räumte sie ein und wandte sich hastig ab, um sich mit dem Schürzenzipfel die Tränen abzuwischen.

Hester wusste nicht so recht, was sie darauf erwidern sollte. Ihr war sehr wohl klar, was es bedeutete, sich hilflos zu fühlen, jeden Schritt, jede Entscheidung wieder und wieder

aufs Neue durchzugehen, alle Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen, die man ausprobieren konnte, und sich dann die Last aufzubürden, einem qualvollen Tod beizuwohnen. Jeder, dem an den Menschen lag, stellte sich solchen Fragen.

Es war nicht leicht, einen Zugang zu Sherryl zu finden. Ihr erstes wirkliches Gespräch hatte sich daraus entwickelt, dass Hester sich nach ihrem ungewöhnlichen Namen erkundigte, den sie bis dahin nie gehört hatte. Darauf erklärte ihr Sherryl, dass er französischen Ursprungs war. Ihre Eltern waren durch das fremde Land gereist und hatten seine Schönheit nie vergessen. Als später ihre Tochter auf die Welt kam, verwarfen sie kurzerhand den ursprünglich geplanten Namen Rose und nannten sie nach dem französischen Begriff für »Schatz«, »Liebling«. Seit sie denken konnte, hatte Sherryl stets versucht, ihrem Namen gerecht zu werden.

Hester, die immer schon das Gefühl gehabt hatte, ziemlich gewöhnlich auszusehen, verstand genau, was dieser Anspruch für Sherryl bedeutete. Diese kleine Eröffnung hatte vielleicht nicht zu einer Freundschaft geführt, aber doch zu etwas, das mehr umfasste als eine bloße Bekanntschaft.

Sobald Hester erfuhr, dass Dr. Magnus Rand im Spital eingetroffen war, suchte sie ihn in seinem Büro auf; sie wollte mit ihm reden, bevor er seine Visite bei den Patienten antrat. Sein im vorderen Teil des Gebäudes gelegener Dienstraum war sehr geräumig und wirkte imposant. Beherrscht wurde er von einem mächtigen Schreibtisch aus Eichenholz; dazu gab es zwei weitere Tische, übersät mit Büchern, Dokumenten und Instrumenten, als wäre Rand ständig mit einer wichtigen Aufgabe beschäftigt. Zwei Wände waren bis zur Decke von Regalen verdeckt, allesamt vollgestellt mit Büchern. Auf den ersten Blick schienen die Werke willkürlich aneinandergereiht. Es gab nichts, das einem ins Auge sprang. Aber als

Hester die Titel überflog, war sie von der Vielfalt seiner Interessen durchaus beeindruckt, die alle auf die eine oder andere Weise mit der Medizin zusammenhingen. Das Spektrum umfasste Studien aus dem antiken Griechenland, die Weiterentwicklung der Heilkunde durch die Juden und Araber bis hin zu solchen Giganten wie Maimonides. Die Aufzeichnungen von Kräuterkundigen des Mittelalters fehlten ebenso wenig wie zeitgenössische Werke über die neuesten Entdeckungen in Anatomie und Physiologie. Harvey, der Entdecker des Blutkreislaufs, war deutlich erkennbar Dr. Rands größter Held.

Magnus Rand, ein Mann mit sanftmütigem Gebaren, war eine ganze Reihe von Jahren jünger als Hamilton. Seine Züge waren denen seines Bruders nicht unähnlich, nur vielleicht ein wenig einfacher. Im Gegensatz zu ihm hatte er dichtes, volles Haar, das sich anscheinend jedem Versuch, es zu bändigen, widersetzte.

Er blickte auf, als Hester leicht an die offen stehende Tür klopfte.

»Ah, Mrs Monk, treten Sie ein.« So harmlos seine Miene auch wirkte, seine blauen Augen verrieten Interesse. »Wie ist die Nacht verlaufen?«

Hester blieb vor dem Schreibtisch stehen. Erst jetzt bemerkte sie, dass auch Hamilton Rand anwesend war. Er war erkennbar älter. Sein Gesicht war schmaler und faltenreicher, das Haar dünner. Es war schwierig, seine Augenfarbe zu bestimmen, wenn auch unmöglich, die scharfe Intelligenz, die daraus sprach, zu verkennen. Ohne ein Wort der Begrüßung musterte er sie. Da er mit ihr keinen gesellschaftlichen Verkehr pflegte, schien er Höflichkeit für unnötig zu erachten.

Jetzt gab es kein Entkommen mehr. Hester wurde es heiß,

und sie fühlte, wie sie errötete. Sie zweifelte nicht einen Augenblick daran, dass sie das Richtige getan hatte, war sich aber alles andere als sicher, dass die zwei Männer das genauso sehen würden. Wahrscheinlich hatten sie schon von Wiltons Tod erfahren. Einen Patienten zu verlieren, das war für jeden Arzt und jede Schwester eine Niederlage, die einen umso schwerer traf, wenn es völlig unerwartet geschah.

Hester gab bis ins Detail wieder, was sie über Wiltons Befinden bis zu dem Moment aufgezeichnet hatte, als sie das Patientenzimmer verlassen hatte, um mehr Papier zu holen.

»Wilton war also ruhelos«, fasste Magnus zusammen. »Was dann?«

»Um welche Uhrzeit war er ruhelos, Mrs Monk?«, mischte sich Hamilton plötzlich ein, ohne seinen Bruder anzublicken. »Bitte etwas mehr Präzision.«

»Zehn Minuten nach Mitternacht verhedderte er sich in seiner Decke und begann zu strampeln«, antwortete Hester, die Hamiltons Art bereits gewohnt war. Er versuchte, aus Details logische Zusammenhänge zu erkennen, und das konnte sie verstehen. Er war ein Mann von scharfem Verstand und bestand auf Genauigkeit, wo andere ins Allgemeine auswichen.

»War er wach, Mrs Monk? Waren seine Augen offen, auf etwas Bestimmtes gerichtet?«

»Seine Augen waren offen, aber er schien sich nur immer sehr kurz auf etwas konzentrieren zu können, würde ich sagen.«

»Was haben Sie für ihn getan?«, sagte Magnus, der die Führung der Befragung übernahm, dabei aber seinen Bruder anblickte und dessen zustimmendes Nicken zur Kenntnis nahm. »Und wie hat er auf Ihre Maßnahmen reagiert?«, fuhr er fort.



»Ich habe ihn zunächst von der Decke befreit, um ihn zu beruhigen«, erklärte Hester. »Danach habe ich ihn in kühlem Wasser gebadet, um das Fieber zu senken. Am Anfang sprach er gut darauf an. Er wurde stiller und war für eine Weile, etwa knapp zehn Minuten lang, in der Lage, zusammenhängend zu reden. Dann schief er wieder ein, und ich verließ ihn, um nach den anderen Patienten zu sehen.«

»Und dann?« Hamilton trat einen Schritt auf sie zu.

»Ich tat ungefähr das Gleiche für Latimer. Er ...«

Hamilton winkte mit einer ungeduldigen Geste ab. »Er tut jetzt nichts zur Sache, Mrs Monk. Bleiben Sie bitte beim Thema.«

»Du hast sie gefragt, wohin sie gegangen ist, Hamilton«, hielt ihm Magnus vor.

Hester begriff zwar, dass er es freundlich meinte, empfand aber sein Bedürfnis, sie zu verteidigen, als ein wenig gönnerhaft. Oder litt Magnus selbst so sehr unter der schroffen Art seines Bruders, dass Bemühungen, sie abzufedern, bei ihm zur Gewohnheit geworden waren?

Hamilton zuckte irritiert mit den Schultern. »Ich weiß, was ich gesagt habe, Magnus. Die Frau kann sich selbst behaupten. Konzentrier dich aufs Wesentliche, um Himmels willen! Wilton hätte überleben können!« Er wirbelte wieder zu Hester herum. Seine Augen bohrten sich in die ihren. »Wie ist er gestorben? Einzelheiten, Schwester!«

Hester sog scharf die Luft ein. »Das weiß ich nicht, Sir. Sie werden Miss O'Neill fragen müssen. Als ich ...«

»Was?«, fuhr Hamilton sie an, plötzlich dunkelrot im Gesicht. »Wo, zum Teufel, waren Sie? Ich bezahle Sie nicht dafür, dass ...«

Magnus ergriff seinen Bruder am Arm. Hester registrierte nicht nur seine weiß angelaufenen Knöchel sondern auch

die Falten im Ärmel der Anzugjacke seines Bruders. »Lass sie doch ausreden, Hamilton. Auch eine Krankenschwester muss hin und wieder dem Ruf der Natur gehorchen.«

Hester errötete erneut, was sie wirklich als absurd empfand.

Hamilton schüttelte seinen Bruder ab. Der wiederum schwieg. Er hatte seine Meinung ja kundgetan.

»Nun?« Hamilton starrte Hester an, als wolle er ihr die Dringlichkeit seiner Frage förmlich ins Bewusstsein brennen.

Hester streckte unwillkürlich den Rücken durch. Ohne die Augen abzuwenden, erklärte sie: »Auf dem Rückweg zu Mr Wiltons Zimmer bin ich einem Mädchen von etwa sechs, sieben Jahren begegnet. Die Kleine war zutiefst verzweifelt und sagte mir, ihr Bruder liege im Sterben.«

»Was?« Erschrocken fuhr Magnus zu seinem Bruder herum.

Hamilton achtete nicht auf ihn. Die Augen weiter auf Hester geheftet, fragte er, jedes Wort einzeln betonend: »Und was haben Sie getan, Mrs Monk?«

»Ich bin ihr gefolgt, um zu sehen, wie ich helfen kann. Es hätte ja wirklich so sein können, wie sie sagte. So, wie sich die Sache entwickelt hat, glaube ich, dass ...«

Magnus' Gesicht war aschfahl. Er erhob sich halb von seinem Stuhl.

Hamilton holte tief Luft. Mit gepresst klingender Stimme fragte er: »Was war mit der zuständigen Schwester ... wie heißt sie? Mrs Gilmore?«

»Das weiß ich nicht. Als ich endlich dazu kam, habe ich sie gesucht. Ich konnte sie nirgendwo finden.«

Hamilton stieß einen wüsten Fluch aus.

»Und genau deswegen bin ich zu Ihnen gekommen, Mr

Rand«, fuhr Hester fort. »Über Wilton habe ich nur deshalb gesprochen, weil Charlie nicht gestorben ist.«

»Der Junge ist noch am Leben?«, fragte Magnus hastig.

»Ja, Dr. Rand. Er ist zwar schwach, aber auf dem Wege der Besserung, wie ich glaube.«

Hamilton beugte sich vor. »Was haben Sie für ihn getan? Schildern Sie präzise, was Sie unternommen haben und wie er darauf angesprochen hat.«

Schlagartig kehrten Hesters Gedanken zu der Zeit als Armeekrankenschwester auf der Krim zurück. Sie hatte Generäle in genau demselben Ton Befehle erteilen hören. Bisweilen hatten sie Soldaten auf diese Art in den Tod geschickt. Sie verscheuchte die Erinnerung. Hamilton würde sich jedes Wort, das sie von sich gab – oder zu sagen versäumte – einprägen.

»Ich habe das Mädchen, Maggie, danach gefragt, was sie über seine Krankheit wei...«

Hamilton fuhr ihr über den Mund. »Und was hat sie Ihnen gesagt?«

»Sehr wenig, außer dass das, was sie zu beschreiben versuchte, nach einer Spritze klang.«

»Weiter! Weiter!«

»Ich habe Charlie untersucht«, fuhr Hester unbeirrt fort. Jetzt ging es allein um Charlie und die anderen Kinder, nicht um das, was Hamilton Rand von ihr halten mochte. »Er lag reglos im Bett und atmete flach, und er schien uns gar nicht wahrzunehmen. Ich habe ihn in die Haut gekniffen und sie leicht angehoben. Als ich wieder losließ, blieb sie faltig. Außerdem hatte er sich kurz zuvor übergeben und eine ganze Weile kein Wasser mehr gelassen. Das alles waren Symptome von schwerwiegendem Flüssigkeitsmangel. Ich habe das Mädchen sofort nach frischem Wasser geschickt. Dann habe

ich Charlie hochgelagert und ihm das Wasser schluckweise eingeflößt, und zwar immer mit Pausen dazwischen und nur so viel, wie er vertragen hat. Bis zum Morgen habe ich ihm vier Gläser zugeführt.« Sie wich Hamiltons eindringlichem Blick keineswegs aus, sondern schaute ihm vielmehr fest in die Augen. Beunruhigt war sie nicht; im Gegenteil, sie war wütend, weil er es so weit hatte kommen lassen.

Die Lippen leicht geschürzt ließ Hamilton den Atem langsam entweichen. Seinen Bruder blickte er nicht an. »Nun gut«, sagte er tonlos. »Sie haben selbstständig gehandelt.« Jetzt endlich richtete er die Augen auf Magnus. »Das ist eine hinreichende Erklärung für ihr Fernbleiben.«

»Selbstverständlich!«, rief Magnus ungeduldig, dann wandte er sich an Hester. »Das haben Sie gut gemacht, Mrs Monk. Wir sind Ihnen sehr dankbar. Von jetzt an nehmen wir diese Angelegenheit in die eigenen Hände. Was den armen Wilton betrifft, wird Miss O'Neill uns den Fall schildern. Wir hatten große Hoffnung darauf gesetzt, dass wir ihn retten könnten.« Er blickte wieder seinen Bruder an. »Hamilton, glaubst du, dass ...«

Der Ältere ließ ihn nicht ausreden. »Nein. Noch nicht. Das wäre nicht klug. Ich muss das zunächst eingehender mit dir besprechen.« Er hob die Hand und sagte, ohne sich zu Hester umzudrehen: »Sie können gehen, Mrs Monk. Danke.«

Hester hätte gern mehr erfahren, doch Hamilton hatte sie bereits vergessen. Als wäre sie Luft, beugte er sich über das Pult in seinem Teil des Büros und nahm ein Bündel Papiere in die Hand. »Magnus, ich glaube, wir sollten uns diesem Fall hier widmen. Du hast das schon gelesen, wie ich annehme?«

Magnus setzte gerade zu einer Antwort an, als Hester den

Raum verließ, die Tür hinter sich schloss und, die Schultern gestrafft, den Kopf erhoben, den Flur hinunter zur Vorhalle und ins Freie schritt. Sie war verärgert, aber das war eine persönliche Angelegenheit und ging niemanden etwas an. Worauf es ankam, waren die Männer, die sie zu pflegen hatte, und natürlich Charlie und seine Geschwister. Fürs Erste hatte sie getan, was in ihrer Macht stand.

In der Wache der Thames River Police in Wapping saß Monk an seinem Schreibtisch. Im Gebäude klangen die Geräusche des Flusses gedämpft: das Flüstern des Wassers bei steigender Flut; das Klatschen der Wellen gegen die Steinstufen des Kais; hin und wieder die Stimmen von Leichterschiffen, die einander etwas zuriefen, oder ein metallenes Rasseln, wenn eine Kette gewünscht wurde, und natürlich das unaufhörliche Kreischen von den um Futter streitenden Möwen.

Das durch die offene Tür hereinflutende Licht sammelte sich in hellen Flecken auf dem Boden und dem Schreibtisch und ließ erkennen, wie bleich Ormes Gesicht war. Monks Adjutant wirkte müde, und sein Haar war innerhalb weniger Monate fast ganz weiß geworden.

Sein ganzes Arbeitsleben lang hatte Orme bei der Wasserpolizei gedient und näherte sich nun seinem siebzigsten Geburtstag. Er hatte Monk nach dessen Dienstantritt unter seine Fittiche genommen und ihn die Feinheiten seines Berufs gelehrt, ohne ihn je zu kritisieren, zu belehren oder vor den anderen bloßzustellen. Es war Orme, der Monk nach schweren Fehlern mehrmals aus der Patsche geholfen, aber später nie ein Aufhebens darum gemacht hatte. Doch jetzt ließ seine Kraft merklich nach. Er brauchte Monk nicht zu sagen, dass er in den Ruhestand treten wollte – schon sein Tonfall verriet das, seine steifen Bewegungen beim Erklimmen der Kaistufen und die Regelmäßigkeit, mit der er von

seiner Tochter und seinem neuen Enkelkind erzählte. Auf seine stille Art platzte er schier vor Stolz auf die beiden.

»Ist Laker schon zurück?«, erkundigte sich Monk.

»Ja, Sir«, antwortete Orme.

»Dann schicken Sie ihn herein.«

Orme nickte wortlos und ging hinaus.

Einen Moment später trat Laker ein und schloss die Tür hinter sich. Er war jung, gerade erst dreißig Jahre alt geworden. Vor Monk blieb er in strammer und doch eleganter Haltung stehen und musterte ihn mit regloser Miene. Äußerlich war er das glatte Gegenteil von Monk: heller Teint, lebhaft blaue Augen und blondes Haar, das die Sonne am Scheitel zu Flachsblond bleichte. Er sah in jeder Hinsicht blendend aus und war sich dessen auch bewusst.

Monk nahm das belustigt, aber auch mit einem gewissen Unbehagen zur Kenntnis. Lakers stille Arroganz hatte etwas, das Monk an den Mann erinnerte, der er selbst vor ein paar Jahren gewesen war, ehe ihm sein Unfall bis auf gelegentlich aufblitzende Erinnerungsfetzen das Gedächtnis geraubt hatte. Andere hatten über ihn mit genau denselben Worten gesprochen, die ihm jetzt einfallen würden, wenn er Laker beschreiben müsste. Dieser hatte den gleichen schnell arbeitenden Verstand, die gleiche Selbstsicherheit wie er, bevor er mit dem Erinnerungsvermögen auch das Gefühl von Sicherheit verloren hatte.

Ja, er erkannte sich in Laker wieder. Der junge Mann war arrogant, steckte voller Witz und hatte manchmal gerade dann recht, wenn andere, die nicht so schnell denken konnten, nur einen Teil des Gesamtbildes sahen.

»Ja, Sir?«, fragte Laker höflich, aber nicht ehrerbietig.

»Was haben Sie in Mr Derbys Lagerhaus entdeckt?« Monk lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Irgendwelche Gewehre?«

»Ja, Sir.«

»Und?«

»Nur eines, Sir, aber sehr hübsch, sehr fein gearbeitet. Ein guter Schütze könnte damit wahrscheinlich mühelos jemanden am Ufer gegenüber treffen. Ich habe den Abschussbügel durchgedrückt: wie Seide. Wies keine Gebrauchsspuren auf. Ich schätze, dass es ein Vorführgerät war. Aber es ist eindeutig damit schon geschossen worden. Probeweise.«

»Haben Sie irgendwelche Dokumente gefunden?«, fragte Monk ohne große Hoffnung. Derby war zu schlau, um Beweismittel zurückzulassen. Er war einer der besten Schmuggler in ganz Europa, doch soviel Monk wusste noch neu im Waffenhandel. Normalerweise machte er seine Geschäfte mit Brandy und Tabak.

»Ja, Sir. Was da zu lesen ist, könnte es sich fast um das übliche Zeug handeln, das er sonst immer verschiebt. Nur geht es diesmal um spanischen Stahl aus Toledo und exotisches Holz. Soundso viele Truhen aus Ebenholz, soundso viele Schwerter mit Gravur, Schalen und so weiter. Der Wert dürfte ungefähr derselbe sein.«

»Auch Daten, Mengen, Geldbeträge?«, regte Monk an.

»Ja, Sir. Und noch ein paar andere interessante Dinge.« Laker grinste vor Zufriedenheit über das ganze Gesicht.

»Zwingen Sie mich nicht, Ihnen die Würmer aus der Nase zu ziehen, Laker«, drängte Monk ungeduldig.

Der andere Mann deutete ein Schulterzucken an, während seine Mundwinkel sich etwas nach unten zogen. »Ich glaube, er hat mindestens einen von den Zollfahndern in der Hand, Sir.«

Plötzlich breitete sich in Monks Innerem ein eisiges Gefühl aus. Hier handelte es sich um einen der hässlichen Korruptionsfälle, von denen er wusste, dass sie in allen Behör-



den vorkamen. Gleichwohl bereitete ihm das mehr Unbehagen als einem Menschen, der bei der Erinnerung an seine Vergangenheit keine gravierenden Lücken hatte.

Die körperlichen Verletzungen, die er vor mehr als zehn Jahren bei seinem Unfall mit der Kutsche erlitten hatte, waren schnell verheilt, den Gedächtnisverlust dagegen hatte er nie wettmachen können. Allerdings hatte er seitdem bestimmte Dinge aufgedeckt, die den Mann, der er früher gewesen war, in einem wenig schmeichelhaften Licht erscheinen ließen. Und er hatte immer noch wenig bis keine Ahnung davon, wer alles seine Freunde oder Feinde gewesen waren. Er hatte einmal bei der Metropolitan Police gearbeitet und war wohl mit der Hafengegend vertraut gewesen. Unerwartete Eingebungen verriet ihm das, wenn ihm beispielsweise beim Umrunden einer Häusercke etwas bekannt vorkam oder ein bestimmter Geruch mächtige Gefühle auslöste.

Seine schlimmste Angst war, dass ihn eines Tages ein ihm völlig Fremder sehr wohl erkannte und sich an gewisse Dinge erinnerte. Alte Schulden hatten bisweilen einen langen Atem. Monk hatte viele Fälle geklärt. Doch hätte er jetzt darauf zurückblicken können, wäre er dann immer noch stolz auf die Methoden gewesen, die er damals angewandt hatte?

Er blickte Laker in die Augen. »Ich nehme an, Sie haben handfeste Beweise und sprechen nicht nur von Gemunkel im Dunklen?«

»Ja, Sir, Fakten und Zahlen; Ungereimtheiten. Nur in einer Frage bin ich mir noch nicht sicher: Welcher von meinen zwei, drei Verdächtigen ist es? Wie ich das sehe, könnten es alle drei sein.«

»Gut. Halten Sie alles schriftlich fest.«

»Ich werde nichts vergessen, Sir ...«

»Schreiben Sie es trotzdem auf«, erwiderte Monk gelassen.  
»Bei einer Sache wie dieser verlasse ich mich nicht auf das Erinnerungsvermögen eines Einzelnen.«

Laker wandte sich zum Gehen.

»Laker!«

»Ja, Sir?«

»In den nächsten Tagen nehmen Sie sich die entgegengesetzte Richtung vor und ermitteln stromaufwärts.«

»Aber ich könnte noch zusätzliche Einzelheiten in Erfahrung bringen. Ich habe ...«

»Merken Sie sich einen Grundsatz, den alle zu respektieren haben«, knurrte Monk. »Wenn Sie bei der Wasserpolizei bleiben wollen, tun Sie, was Ihnen befohlen wird.«

Laker zuckte zusammen. »Sehr wohl, Sir.«

Monk widmete sich wieder seiner Schreibearbeit. Am Spätnachmittag hatte er alles erledigt und fuhr zum Hafen hinaus. Er traf gerade rechtzeitig ein, um Hooper von seinem Boot zum Kai hinaufsteigen zu sehen. Bis vor Kurzem hätte er die Angelegenheit mit den Zollbeamten zuallererst mit Orme erörtert, doch diesmal gewährte er Hooper den Vortritt. Sobald Orme ausgeschieden war, würde das ohnehin Hoopers Aufgabe sein. Dann würde Hooper an Monks Seite kämpfen, ihm den Rücken freihalten und sein Leben riskieren, um ihn zu retten.

Allerdings würde sich Hooper seinem Kommandanten nicht in dem Maße unterordnen, wie Orme das getan hatte. Er war ein kritischer Geist und brauchte mehr Selbstständigkeit. Sonst würde er eine Aversion gegen seine Aufgaben entwickeln – und umso weniger von Monk halten, wenn der ihm zu viele Anweisungen erteilte. So sanft wie Orme war er bei Weitem nicht. Nun, vielleicht hatte auch er etwas Wei-

ches, aber bei einem jungen Mann konnte man dergleichen einfach noch nicht voraussetzen. Noch nagte an ihm nicht das Bewusstsein, dass die Zeiten sich änderten und die Kraft schleichend nachließ. Hooper erwartete von seinem Kommandanten nicht, dass er völlig ohne Fehler war, doch sehr wohl, dass er aus den eigenen Irrtümern lernte, sie nicht wiederholte und sich nie wichtiger nahm als seine Männer.

Eines Tages würde Monk Hooper über seinen Gedächtnisverlust und die dunklen Flecken in seiner Vergangenheit aufklären müssen. Er wusste, dass er in der Zeit, nachdem er Hester kennengelernt hatte, ohne sie und ihren Glauben an ihn nie den Mut aufgebracht hätte, für seine eigene Unschuld bei einem abscheulichen Mord zu kämpfen, obwohl ihn alle Indizien in einem Maße belasteten, dass sogar er sich für den Täter hielt. Sie war es gewesen, nicht er, die sich nicht mit der erstbesten Antwort abgefunden hatte.

Noch war es nicht so weit, dass er sich Hooper gegenüber derart offenbaren konnte. Eines Tages würden sie darüber sprechen, aber nicht heute. Die Zufriedenheit und der Respekt, die Hoopers Gesicht verriet, durften nicht aufs Spiel gesetzt werden, es sei denn, irgendwelche Ereignisse zwangen Monk dazu.

»Laker hat eine ziemlich eindeutige Meldung erstattet«, ließ Monk Hooper mit gesenkter Stimme wissen, obwohl niemand in Hörweite war. »Derby besitzt ein Musterexemplar eines außerordentlich guten Gewehrs. Ich habe mir ein Schreiben dazu angeschaut, aus dem klar hervorgeht, dass er bald mit seinen Waffen weiter stromaufwärts ziehen wird.« Hooper studierte Monks Gesicht und erkannte darin etwas, das tiefer gründete als diese Worte. »Allerdings glaubt er, dass im Zollamt jemand sitzt, der für Derby arbeitet. Es wird also nicht so leicht sein, wie wir ursprünglich dachten.«

Hooper nickte bedächtig, ohne überrascht zu wirken. »Haben Sie schon Orme Bescheid gesagt, Sir?«

»Nein.« Monk wusste nicht, wie er ihm sein Widerstreben, Orme mit einzubeziehen, erklären sollte, ohne diesen vor Hooper seiner Würde zu berauben. »Bin mir da noch nicht sicher«, brummte er. »Mir gefällt die Vorstellung nicht, dass jemand in der Zollbehörde die Kerle warnt.«

»Sie werden mit ihm reden müssen, Sir.« Obwohl Hooper ohnehin immer leise sprach, senkte er die Stimme jetzt noch mehr. »Er könnte die eine oder andere Idee haben.«

»Ich weiß«, räumte Monk ein. Sein Blick schweifte über den Fluss nach Westen. Zwar war es bereits Spätnachmittag, aber die Sommersonne strahlte nach wie vor. In dieser Jahreszeit blieb es fast bis zehn Uhr abends hell, vor allem über dem Wasser, das alles Licht reflektierte.

»Ich mache jetzt einen kleinen Spaziergang am Fluss«, murmelte er. »Südufer. Will mir die Sache durch den Kopf gehen lassen. Wir sehen uns morgen.«

»Ja, Sir«, antwortete Hooper ruhig. »Guten Abend.«

Scuff stand am Kai von Greenwich, als Monks Fähre bei den Stufen anlegte. In den fünf Jahren, seit Monk ihn adoptiert hatte, war Scuff um fast einen Fuß gewachsen.

Eigentlich war es eher so, dass Scuff Monk adoptiert hatte. Er war damals mehr oder weniger elf Jahre alt gewesen und hatte sich viel zu alt gefühlt, um noch Eltern zu benötigen. Monk, damals neu am Fluss, war bei seiner Arbeit dringend auf jemanden angewiesen gewesen, der sich mit dem Leben an der Themse auskannte und ihm die schlimmsten Fehler austrieb, wenn er sich durchsetzen und irgendwelche Verbrechen klären wollte. Scuff selbst war schon seit mehreren Jahren seinen eigenen Weg gegangen. Da schien es ihm

nur natürlich, dass er Monk im Auge behielt, ihm hin und wieder half und ihn darüber aufklärte, wie die Dinge am Fluss geregelt wurden.

Scuff hatte Monk von Anfang an gemocht. Bei Hester war das nicht so einfach. Scuff war viel zu groß, um eine Mutter zu brauchen, und außerdem hatte er ja eine, auch wenn er ihr Haus schon vor Jahren, als er ungefähr sieben Jahre alt gewesen war, verlassen hatte. Dort war kein Platz mehr für ihn, nachdem seine Mutter noch einmal geheiratet und noch mehr Kinder bekommen hatte.

Hester gegenüber war Scuff äußerst misstrauisch gewesen. Sie war irgendwie eigenartig, überhaupt nicht so wie die Frauen, die er kannte. Am Anfang war sie ihm so stark erschienen, dass es ihm fast Angst machte. Sie war in Dingen beschlagen, von denen niemand sonst eine Ahnung hatte, in der Medizin, zum Beispiel, und in Behördensachen. Jetzt war er beinahe bereit, sich selbst einzugestehen, dass er sie liebte, in mancher Hinsicht sogar noch mehr als Monk. Nur war dieses Gefühl anders beschaffen. Es war mit einer Art von Frieden verbunden, aus dem er einfach nicht schlau wurde.

Als Monk die oberste Stufe erreichte, lief er ihm entgegen. Monk lächelte zwar, doch er wirkte müde. Das fand Scuff schade, denn ihm brannten ein paar Dinge auf den Nägeln, über die er unbedingt mit ihm sprechen musste, und zwar sofort. Es hatte ohnehin seinen ganzen Mut erfordert, sich dazu aufzuraffen. Die Worte hatte er sich schon zurechtgelegt, obwohl es zu viele für den kurzen Heimweg waren. Monks Haus war jetzt auch Scuffs Zuhause, ganz so, als wäre er dort geboren. Manchmal wachte er allerdings in der Nacht auf und blieb einfach still liegen, ließ den Raum um sich herum und die Sauberkeit hier überall auf sich wirken,

ehe er aufstand und die Gegenstände berührte, um sich zu vergewissern, dass das alles wirklich echt war.

»Hast du Lust auf 'nen Spaziergang?«, fragte Scuff voller Hoffnung. »Das Essen is' noch nich' fertig.«

Monk zögerte nur kurz, dann stimmte er lächelnd zu.

So liefen sie am Ufer entlang in Richtung Osten, wo die Themse sich zu einem Delta verzweigte und ins Meer mündete. Gemeinsam schauten sie aufs Wasser, die längste Straße von London, auf der die Schiffe an ihnen vorbei zum *Pool* zogen, einem der größten Hafen der Welt.

Als sich ein gewaltiger Schoner, die Segel zur Hälfte gesetzt, näherte, blieben sie stehen.

»Ich würd nur zu gern wissen, woher der kommt«, murmelte Scuff ehrfürchtig. In Gedanken überschlug er schon all die Möglichkeiten, die Monk ihn gelehrt hatte: Länder an den Küsten von Afrika, China, Australien, Ägypten – Namen, die einem Zauberspruch gleich eine Flut von Visionen heraufbeschworen.

»Indien?«, schlug Monk vor, als wüsste er bereits, dass das das Land war, das Scuff im Sinn hatte.

»Warst du dort schon mal?«, wollte der Junge wissen.

»Nein. Möchtest du denn nach Indien fahren?«

»Noch nicht. Dafür gefällt's mir hier zu gut ... im Augenblick jedenfalls.«

Sie setzten sich wieder in Bewegung.

»Also, wo drückt dich der Schuh?«, fragte Monk leise.

Ein Verband von Lastkähnen glitt vorbei. Ihm folgte eine schwer mit Kohlen beladene Schute.

Scuff rang um die richtigen Worte, um Monk seinen Entschluss zu erklären. Er wusste nicht, was Monk davon halten würde; ob er enttäuscht, ja vielleicht sogar böse sein würde. Schüchtern schielte er zu ihm hoch, und plötzlich verließ ihn

der Mut ganz. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, um ihn mit seinen Zukunftsentscheidungen zu behelligen. Monk war deutlich anzumerken, dass ihn selbst etwas bedrückte. Aber er musste sich sein Anliegen trotzdem von der Seele reden, schließlich gab es immer etwas anderes, das auch wichtig war. Er holte tief Luft, um endlich anzufangen – richtige Worte hin oder her –, doch als er Monk erneut ins Gesicht sah, erkannte er die Sorge darin.

»Stimmt was nich'?,« fragte er.

Für einen Moment verschlug es Monk die Sprache. »Bin ich so leicht zu durchschauen?,« erwiderte er mit einem traurigen Lächeln.

Scuff nickte. »Jaaa.« Dann verriet ihm ein Zucken in Monks Zügen, dass es ihm lieber wäre, man könnte nicht so leicht in seinem Gesicht lesen. Egal, damit würde er sich abfinden müssen. Scuff hatte es Monk schon immer schnell angemerkt, wenn diesen etwas belastete, und sich meistens nicht geirrt, auch wenn er sich hinsichtlich der Ursache oft irrte. Diesmal versuchte er es mit einer Vermutung, zu der ihn seine Beobachtungen geführt hatten. »Will Mr Orme aufhören zu arbeiten?«

Monk seufzte. »Ich glaube, ja.«

Scuff trat gegen einen Kieselstein, der ein Stück weit über den Weg holperte. »Mach dir keine Sorgen. Mr Hooper wird ja da sein.« Das war nicht nur tröstlich gemeint. Monk sagte es im Brustton der Überzeugung und voller Respekt. Immer noch hatte er vor Augen, wie Hooper böse verletzt vor ihrer Haustür am Paradise Place ankam und Hilfe brauchte, nachdem er allein losgezogen war, um Monk zu retten. Er brauchte nur die Augen zu schließen, und schon sah er Hooper auf dem Küchenstuhl mit der harten Lehne sitzen, während Hester mit allen Handtüchern, die sie finden konn-

te, das Blut stillte und die Wunde dann zunähte. Obwohl er bereits die Stiche mit dem Dolch erlitten hatte, musste das Nähen schrecklich wehgetan haben, doch Hooper war kein einziges Mal zusammengezuckt. Schlimme Tage waren das gewesen. Scuff wollte sich nicht mehr daran erinnern, sondern nur an die Lehre, die er daraus gezogen hatte: Wenn sie gemeinsam so etwas überstanden, würde sie nichts unterkriegen. Und Hooper hatte dazugehört. »Das wird er!«, bekräftigte er.

Monk nickte. »Ich weiß.« Beiläufig streifte seine Hand Scuffs Schulter. Es war nur eine leichte Berührung, dann war es vorbei.

Scuff beschloss, dass es höchste Zeit war, damit aufzuhören, sich um sein Vorhaben zu drücken. »Da is' was, was ich dir sagen muss«, begann er.

Wieder schielte er zu Monk hinauf. Der wartete offenbar darauf, dass er mit der Sprache herausrückte.

Scuff räusperte sich. »Ich hab mir was überlegt. Weißt du, irgendwie gefällt's mir in der Schule immer besser. Na ja, ein Teil davon is' mir vielleicht nich' so wichtig, aber das meiste is' wirklich interessant.« So weit, so gut. Aber wie sollte er den nächsten Teil ausdrücken, der Monk womöglich auf die Palme bringen würde?

»Schön«, erwiderte Monk einigermaßen überrascht. »Wann ist ... der Knoten geplatzt?«

Jetzt galt es. Scuff gab sich einen Ruck. Doch er fand noch immer keine Worte und zuckte verlegen mit den Schultern. »Na ja, ich glaub, das war, als mir das Lesen nich' mehr so schwerfiel. Irgendwie fing ich an, einen Sinn hinter all dem zu sehen. Ich hab die Wörter als Ganzes gesehen und muss- te nich' mehr drüber nachdenken, was die Buchstaben be- deuten.«



»So sollte es auch sein. Lesen kann Spaß machen.«

»Genau.« Scuff geriet ins Stocken. Er hatte gewusst, dass es schwierig sein würde, aber jetzt, da er den Anfang gewagt hatte, war es mehr als das. Er fühlte sich schrecklich. Was, wenn Monk sich über seine Idee aufregte?

Eine Weile gingen sie schweigend weiter. Zu ihren Füßen stieg die Flut im Fluss an, bedeckte Steinstufen, füllte Mulden im Schlick, wirbelte weiter stromaufwärts Treibgut und Schutt heran. Einer nach dem anderen zogen in einer ganzen Kette die Lastkähne vorbei, auf denen die Leichterschiffer, raue Männer, mit erstaunlich anmutigen Bewegungen balancierten und dabei unentwegt das Wasser beobachteten.

Schließlich brach Monk die Stille. »Warum erwähnst du das gerade jetzt?«

Nun gab es kein Zurück mehr. Scuff holte tief Luft, dann platzte er heraus: »Ich will was mit Medizin machen. Wie Hester. Vielleicht Arzt oder Krankenpfleger werden – was in der Richtung.« Er schluckte. »Es tut mir leid, aber so isses eben. Es is' das, was ich will.«

Kurz trat Stille ein, nur von den Schreien der Möwen unterbrochen, die über ihnen ihre Kreise drehten, um immer wieder jäh ins Wasser hinabzustoßen.

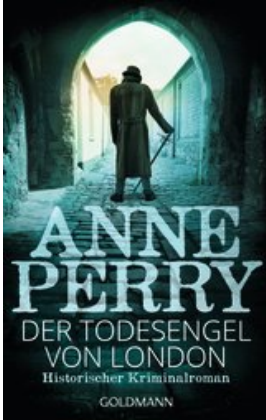
»Bist du dir sicher?«, fragte Monk schließlich. »Das ist keine leichte Aufgabe.«

Scuff hörte die Besorgnis in Monks Stimme und wünschte sich, er hätte dieses Thema nicht angesprochen, aber seine Worte ließen sich nicht mehr zurücknehmen.

»Mag sein.«

»Hast du es Hester schon gesagt?«, wollte Monk wissen.

Scuff fiel aus allen Wolken. Glaubte Monk im Ernst, er würde erst mit Hester reden, bevor er ihm etwas anvertraute?



Anne Perry

## **Der Todesengel von London**

William Monk 21

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-48332-7

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2016

Ein neuer Fall für Inspector William Monk.

Nachts auf einem Klinikflur im viktorianischen London: Die Krankenschwester Hester Monk wird von einem verängstigten Mädchen um Hilfe angefleht. Das Kind hat sich aus einer geheimen Station davongeschlichen, wo es mit seinem Bruder zum Aderlass liegt – der Junge ist in kritischem Zustand. Zwar kann Hester sein Leben retten, doch andere Patienten sterben unter mysteriösen Umständen. Als klar wird, dass in der Klinik riskante Experimente stattfinden, zieht Hester in den Kampf für Gerechtigkeit – und erkennt zu spät, dass sie ins Visier eines mächtigen Mannes gerät, der über Leichen geht, um das eigene Leben zu retten ...

 [Der Titel im Katalog](#)